

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1940

207 (30.7.1940)

Eingesperret, weil er einen Verbrecher festnahm

Was ein Elässer als französischer Soldat erduldet - Haspausbrüche gegen alles, was deutsch war

Von Kriegsberichterstatter Wolfgang Kähler

Wäre, auf einen halb zerbrochenen Stuhl geküsst, steht er vor mir, das Gesicht eingestarrt, zerfurcht von einem Leben der Verachtung und der Entbehrungen, die Kleidung verstaubt und zerfetzt, die Schuhe zerfetzt, ist er ein einziges Bild der Anklage gegen dieses Frankreich, das in seinem blutigen Namen das gegen alles Deutsche keine Grenzen kannte. So wie diesem Elässer, der mit wunden Worten von seinen Erlebnissen erzählt, ist es Tausenden und aber Tausenden seiner Landsleute gegangen. Die Kunde getreten, wie Kämpfer belächelt, wie Verbrecher geachtet sind, ist seit Ausbruch des Krieges ein einziges Leidensgedenke geblieben, voller Qualen und Entbehrungen, durch dreifache Konzentrationen und verbotene Gefangnisse, mit Ausgehörten und Verbrechern zusammengepackt, und das einzig und allein, weil sie Deutsche waren.

Über den Bericht des Elässers Karl H. aus Straßburg, nur ein Beispiel für viele, wie feige und gemein, wie hinterhältig und brutal Frankreich den Kampf gegen alles, was deutsch war, führt:

Neger als Vorgesetzte

Ich kam, wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges als Reservist zu den Waffen gerufen, an einem Schützenregiment, das ausschließlich aus deutschstämmigen Elässern gebildet worden war. Nur die Offiziere waren hochfranzösisch und durchweg offensichtlich mit Sogafakt ausgerüstet. Die Elässer, die ihre Brut hemmungslos an ihren Untergebenden ausübten. Mit Beginn des Krieges wurde das Regiment an die Saarfront bei Forbach verlegt. Die Franzosen brachten es in ihrer Verrücktheit fertig, die Elässer ganz bewußt mit Sogafakten zu vermengen. Die Elässer gemeinsam Quartiere zu beziehen, sie mußten ihr Essen mit ihnen teilen, ja, teilweise wurden ihnen die schwarzen Kulturträger sogar als Vorgesetzte aufgestellt.

Wie ekelerregend muß dieses Zusammenleben mit den Negern gewesen sein, die sich benahmen, als seien sie zu Hause in ihrem Kram. In der Stube, in der gegessen und geschlafen wurde, verrichteten diese würdigen Vertreter französischer Zivilisation angestrichelt ihre Bedürfnisse! Dazu kam, daß sie wie die Neger stinften. Das ist unter diesen ungläublichen Verhältnissen fähig zu Hebereieren und Zusammenstößen kommen mußte, war klar. „Es war eine Hölle für uns“, erklärte H., „und mich schaudert jetzt noch, wenn ich an diese wilden Tiere denke.“

Die Elässer beschwerten sich immer wieder über die einfach unhaltbaren Zustände, boten um Verlegung — alles ohne den geringsten Erfolg. Als einmal eine dreitägige Abordnung der Elässer bis zum Regimentsstab vorzugehen war, wurde ihr vom Adjutanten des Regimentskommandeurs folgendes Verbot erteilt: „Was wollen Sie denn überhaupt? Die Schwarzen sind doch auch Menschen, und so viel wie Ihr deutsches Schweinefleisch sind sie allemal noch wert.“ Welch einen bösen Bruch der Verleumdung und Erniedrigung hatte hier der Deutschenhaß erreicht, daß sich ein hoher französischer Offizier zu einer solchen Verleumdung hinsetzen lassen konnte.

Zur Verteidigung Frankreichs aber waren die Elässer aufeinander gut genug. Immer und immer wieder wurden sie bei den schweren Kämpfen an der Saarfront, der einzigen Front bekanntlich, an der zu Beginn des Krieges größere Kampfhandlungen stattfanden, eingesetzt. Frankreich hielt seine eigenen Söhne offenbar für zu schade für solche Aufgaben. Wenn die Elässer dran glauben mußten, nun gut, dann wurde man eben Leute los, die sowieso deutschen Blutes waren und mit diesen „höheren“ doch nur unter einer Decke hielten. Daß die Franzosen tatsächlich so hochachten, erfuhr H. aus Gesprächen mit Offizieren, die er als Dolmetscher im Offiziersquartier mit anhören mußte. Wie befremdend kam hier an der Saar die Deutsche gegen Deutsche Kämpfer. Ein Hauptmann machte seinen Wunschträumen dabei mit folgenden Worten Luft: „Wenn sich diese deutschen Tiere doch gegenseitig bis auf den letzten Mann vernichten würden!“

Abstoßende Bosheit

Dann erzählte uns H. ein Erlebnis, das in seiner ganzen Gemeinheit und Niederträchtigkeit kaum glaubhaft erscheinen würde, wenn er uns nicht überzeugende Beweise beigebracht hätte und wenn wir nicht schon mehrfach von ähnlichen Erlebnissen französischer Sogafakt gehört hätten. Es war an einem Tag, an dem die Deutschen mit starken Kräften einen überaus wichtigen und wichtigen Angriff auf die französischen Stellungen durchzuführen hatten. Sie waren als Sieger auf dem Schlachtfeld geblieben und die Franzosen, besterlag die Elässer und die Schwarzen, hatten eine große Zahl von Toten und Verwundeten zu verzeichnen. Aber es waren auch einige deutsche Verwundete in französische Hände gefallen. Da bemerkte H., nachdem die französischen Truppen ihre Marschstellungen erreicht und eine kleine Aufreue im französischen Lager hatten, einen schwarzen Offizier, der in einem schwarzen Mantel mit seinem französischen Unteroffizier mit seinem französischen Schwert beide Ohren abzu schneiden versuchte. H. konnte diesen bestialischen Versuch an einem Verletzten im letzten Augenblick verhindern, indem er dem schwarzen Schurken das Bajonett auf die Brust setzte, so daß der Schwarze angestochen sein Messer fallen ließ. H. packte diesen Teufel in Menschengestalt beim Krampfadern und sprach ihm, sofort mit ihm zum Krampfadern zu gehen.

Dort machte er Meldung, wobei er auf die Schweißfüße des Verletzten, einen hilflosen Schwerverwundeten zu erwidern, noch besonders hinwies. Doch das machte auf den Herrn Kommandeuführer, einen Oberleutnant, nicht den geringsten Eindruck. Es war ja ein Deutscher, den der Schwarze hatte töten wollen. Und so drückte sich denn der Oberleutnant ebenfalls, so ließ dieser laubere Herr, in aller Ruhe um ohne ein Zucken, daß ihn die Meldung

H. irgendeine menschlich berührt hätte, um im Tone höchsten Erbarmens zu H. zu sagen: „Sie tun ja gerade, als sei das ein Verbrecher.“ H., der einfaß, daß er bei diesem Mann, dessen Herz versteinert zu sein schien, nichts erreichen würde, ging sofort zum Regimentsstab und machte dort Meldung. Man ließ den Schwarzen kommen, verhörte und frante ihn, ob das, was H. gemeldet habe, wahr sei. Natürlich leugnete der Schwarze, aufgeregt geflüstert, alles rundweg ab, und obwohl H. noch die Namen mehrerer Zeugen nannte, die den Negern ebenfalls bei seinem Tun beobachtet hatten, hörte man ihn gar nicht mehr an. Man glaubte einem Schwarzen mehr als einem Weißen, nur weil dieser Weiße ein Mann deutschen Stammes war. Das Tollste aber leisteten sich die Franzosen, als sie H. nun festnehmen ließen und ihn wegen falscher Anschuldigungen eines „Kameraden“ (damit war der Schwarze gemeint) und wegen Umgehung des Dienstweges 30 Tage härtesten Arrest aufstellten.

Man fast sich an den Kopf und fragt sich, ob so etwas denn überhaupt möglich ist. Eine derartige abstoßende Bosheit und Gemeinheit erscheint uns fast unvorstellbar. Aber H. bringt uns Zeugnisse, die die Richtigkeit seiner Angaben eindeutig belegen. Und da müssen wir an die Berichte deutscher Zivilgefangener denken, in denen sie ihre Leiden in französischen Konzentrationslagern und Gefangnissen schildern. Wir erinnern uns der Verflechtung wehrloser deutscher Frauen und Kinder, die das Unglück hatten sich bei Ausbruch des Krieges zufällig gerade in Frankreich zu befinden. Wir denken auch an unsere Fliegerkameraden, die in französischer Gefangenschaft menschenswürdigster Behandlung und unmenschlichen Leiden ausgesetzt waren. Nun hat uns dieser Elässer, nur einen von vielen, die Ähnliches oder Schlimmeres erduldeten, einen weiteren Beweis dafür gegeben, daß Frankreich vor nichts zurückzuckt, wenn es seinem höchsten Ziele, der Ausrottung des Deutschtums, diene.

Deutsche Flieger wie Tiere behandelt

Unbeschreibliche Mißhandlungen in französischer Gefangenschaft — Wasser, Brot und Peitschenhiebe

Von Kriegsberichterstatter Harald Wachsmuth

Die Reihe der Berichte deutscher Soldaten, die aus der französischen Gefangenschaft entlassen und zu ihren Truppen zurückgeführt sind, scheint kein Ende zu nehmen. Ganz besonders aber hatten unsere Flieger, die den Soldaten der Grande Nation in die Hände fielen, unter unmenschlichen Mißhandlungen zu leiden. Täglich mit Peitschschlägen und Stockhieben traktiert, dem Hunger ausgesetzt oder dem Sadismus der entmenslichten Bevölkerung preisgegeben, sollten sie zu Anzeigen gezwungen werden. In vielen Fällen verbietet es der Anstand, Einzelheiten der Behandlung wiederzugeben. Selbst Schwerverletzten gegenüber kannten die französischen Soldaten und Offiziere keine Schonung, wie aus dem nachfolgenden Bericht hervorgeht.

Es war zu Beginn der Besetzung. Ein deutsches Kampfflugzeug war von seinem Verbund abgetrennt und mußte nach einem heftigen Luftkampf gegen überlegene Jäger in feindlichem Gebiet notlanden. Ein Mann der Besatzung war abgesprungen, die drei anderen schwer verletzt. Dem Flugzeugführer W. war das eine Auge ausgefallen worden, der Bordfunker Feldwibel M. hatte durch Knochenplitterung gleichfalls eine schwere Verletzung am Auge und zahlreiche weitere Verletzungen wie auch der Vorderextremität. Nach ihrer Verwundung kamen sie in französische Gefangenschaft.

Der Arzt ließ auf sich warten

Steinbockel und wüßtes Geschrei der Bevölkerung empfing die Besatzung im nächsten Dorf. Im Rathaus wurden sämtliche Privatfachen abgenommen, vergeblich bat der Flugzeugführer, dessen Auge ausgefallen war, um ärztliche Hilfe. Sie wurden zunächst in den Hof geholt und fotografiert, dann erst kamen Sanitäter, um den Verwundeten Verbände anzulegen. Die drei Mann Besatzung wurden nacheinander voneinander getrennt, und für Feldwibel M. begann eine Tage grausamen Leidens. Drei Stunden Fahrt unter harter Bewachung. Unterwegs allenthalben wüßte Beschimpfung durch jöhlende Zivilisten, Soldaten und Negere, die den Gefangenen zu Lynchens versuchten. In St. Quentin begann die Vernehmung. Der Feldwibel bat um Wasser und ärztliche Hilfe für seine Verwundungen, die nun zusehends schmerzten, jedoch vergeblich.

Vernehmung mit Peitschschlägen

„Vier Offiziere versuchten nun“, erzählte uns der Feldwibel weiter, „mich von 11 bis 24 Uhr mit Peitschschlägen und Stalrohren zum Reden zu zwingen. Stellte ich mich dumm, so hielt man mir die Pistole an den Kopf und drohte mir zweimal mit Erschießen. Sie stellten allerlei Fragen über Technik unserer Maschinen, Ausrüstung, Signaltafeln, Standorte unserer Truppen usw. Aber ich stellte mich völlig unwillig und sagte immer wieder nur, ich wisse nichts. Am nächsten Tage brachte man mich zu einer weiteren Vernehmung. Der Weg von St. Quentin nach Valenciennes mußte ich zu Fuß gehen. Trug Wein, Bier, Schnaps und Zigaretten, die man mir hier abbot, um eine neue Taktik zu versuchen, trotz aller nun überaus fremdlichen Worte, brachte man nichts aus mir heraus. Also wandte man wieder die alte Methode an. Man sperrte mich drei Tage in einen Kerker. Als am zweiten Tage meine Hand schmerzte, bat ich um einen Arzt. Erfolg — man feilte mir meinen Oberarm ab.“

den deutschen Angriffen auszusetzen. Die Franzosen hielten sie aus den Fenstern und Kellertüren heraus mit Gewehren in Schach. Aber die Deutschen fanden unerschrocken da und haben den stützenden Stufas zu. Es ging nach Dinkelschlag. Tag und Nacht deutsche Luftangriffe. Nach drei Tagen wurden die Gefangenen durch die Stadt geführt, um sie den Einwohnern der Bevölkerung auszuweisen. Dann verlor man die Gefangenen auf einen Handelsdampfer, um sie nach England zu transportieren. Hunger und Durst quälten die Gefangenen seit Tagen. Wir hatten um Erlaubnis, so berichtet Feldwibel M., mit den Deutschen Funkverbindung aufnehmen zu dürfen, damit das Schiff gerettet werden könne. Ich sollte als Funker dies übernehmen. Bald wurde ich an Land und zum Gefängnis eines Bunters gebracht, aber ein Funkgerät lag ich nicht — dagegen wollte man von mir unsere Frequenzen wissen. Ich schwieg. Man drohte mit dem Tode, die gemeinlichste Bestrafung auf den Führer und den Zeugen nicht mehr hindern konnte. Auf ein Feldchen wurde ich in einen Keller gebracht, und dort wieder von vier Mann mit der Peitsche verprügelt. Drei Tage Dunkelkammer ohne Essen und Trinken folgten, dann kam ich auf das Schiff zu meinen Kameraden zurück, deren letzte Hoffnung nun zerbrachen war. Das Schnellboot nahm zu. Ich selbst war von einem Splittler getroffen. Die Verwundeten kamen in ein Lazarett nach Südost. Am 5. Juni, nachts 2 Uhr, marschierte deutsche Infanterie am Lazarett vorbei und befreite uns allmählich aus der Gefangenschaft. Ein Monat grauamkeiten und unerschütterlichen Erlebnisses hinter mich, schließt der Feldwibel seine Erzählung, aber ungeduldig warte ich auf die Stunde, da ich wieder aktiv am Engflieg mitwirken kann.“

Sechs Tage bei Ratten und Mäusen

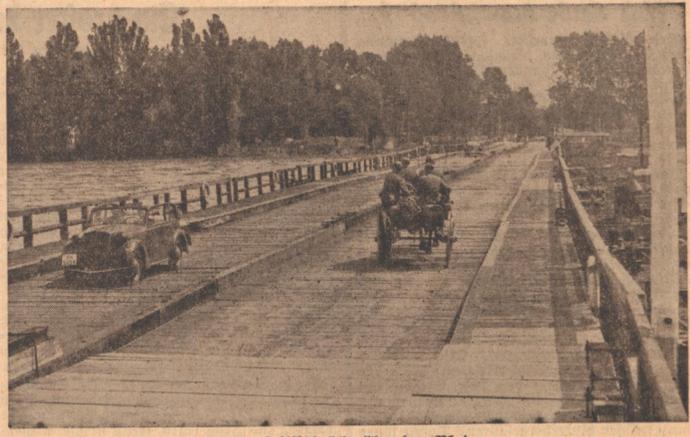
Nach diesen schrecklichen Tagen begann wieder ein Speichrunken durch Dinkelschlag und Dörfer, durch den toben und schreienden Mob. Jrgendwo ging es in einen Hof, ein Offizier bestie drei Markoffener auf den Feldwibel. Im letzten Augenblick verhinderte ein anderer französischer Offizier, daß der Feldwibel ein Opfer dieser Bestien wurde. Die ganzen Tage über waren seine Hände durch Sandsticheln gefesselt. Jetzt erst wurden sie abgenommen, als ein neues Verhör begann. Mit Peitschschlägen versuchten sie, den Flieger zu zwingen, zu sagen: „Hiller ist ein Schwein.“ Es spielten sich bei dieser Vernehmung weitere Szenen ab, die sich hier nicht wiedergeben lassen. Wiederum im Kerker: Sechs Tage lang nur Wasser, Brot und Peitschenhiebe, Ratten und Mäuse. Sechs Tage schrecklichen Leidens, das aber noch lange nicht den Höhepunkt bedeutete, wie sich noch herausstellen sollte. „Nach diesen Tagen“, fährt Feldwibel M. in seinem Bericht fort, kam ich in ein Sammellager, in dem hundert Deutsche waren. Man brachte uns in einen Hof, in dem sich ein ganzer Haufen von Mäusen befand. Die Mäuse wurden in alle Ragen. Zwei deutsche Flieger wurden während dieser Angriffe gefesselt in den Hof gestellt, um sie

Zehn Stunden als Kugelfang benutzt

Von Kriegsberichterstatter Fritz Schirge

Wir deutschen Soldaten sind nach alter Tradition dazu erzogen, jeden Gegner, der als Soldat gegen uns gekämpft hat, nach menschlichen Grundregeln zu behandeln, wenn er die Waffe niedergelegt hat. Darüber hinaus sind wir — man muß sagen: leider! — oft geneigt, unseren gefühlsmäßigen Reaktionen so weit Raum zu geben, daß wir dem feindlichen Soldaten und auch der Bevölkerung Wohlwollen zumessen lassen, die sie keineswegs verdienen. Wenn uns falsches Mißtrauen und eine unangebrachte Sentimentalität antommen, müßten wir uns immer daran erinnern, wie unsere Kameraden, die das Unglück hatten, den Franzosen in die Hände zu fallen, von Waffenträgern der „grande nation“, die stets von sich behaupten, der einzige und größte Kulturträger der Welt zu sein, behandelt worden sind. Hier ein weiteres Beispiel dafür:

Am 29. Mai 1940, während der großen Abwehrschlacht bei Abbeville, gerieten nach tapferer Gegenwehr einige Soldaten einer Panzerjägerabteilung in der Nähe der Drißchiff Villers-sur-Marcel in die Gefangenschaft der Franzosen. Nach einigen Tagen wurden sie von



Neue Schiffsbrücke über den Rhein
Am Samstagmittag konnte die Schiffsbrücke, die in den letzten Wochen nach Straßburg gebracht und von den Bionieren aufgeschlagen wurde, dem Verkehr übergeben werden. Die Schiffsbrücke besitzt zwei 1000 Meter lange und 20 Meter breite Brücken, die sofort angeschlossen wurden, damit die Arbeiten an der von den Franzosen gesprengten Brücke, die sofort angeschlossen wurden, rasch vorwärts schreiten. (Aufnahme: Annon)

Wettflug mit dem Tode

Von Kriegsberichterstatter Alfons van Bevern

Unser Ausflieger ist vom Feindflug zurück. Wir sehen schon, was los ist. Beide Tragflächen haben schwere Einschläge, das Leitwerk beschädigt, die Maschine hängt nach rechts. Und doch klappt das Landemando. Wir laufen hin, klettern an der Maschine hoch. Bleich, mit geschlossenen Augen, hängt Unteroffizier Z. im Sitz. Sein Fliegerdreh ist mit Blut überlaufen. Allmählich kommt er wieder zu sich. Atemberaubend! Wir wollen ihn herausheben, aber mit sich wiederholenden Gebärden zeigt er nach hinten. Hier, im Beobachteritz ist Oberfeldwibel K. in sich zusammengeklumpt. Die Hände presst er auf den Leib. Schwer geht sein Atem. So langsam, wie es nur geht, heben wir ihn heraus. Schnelle Schnitte befreien den Schwerverwundeten vom Dreh. Unser Militärarzt untersucht. Fragend bilden alle Augen auf ihn. Welche Berichter über dem Staffelführer? Leber schwer verletzt. Fast keine Hoffnung. Er muß ins Feldlazarett.

Der Staffelführer ruft über den Platz: „Storch flar machen!“ Der Schwerverwundete ist verbunden und wird nun in den Fliegersitz verladen. Der Staffelführer, Hauptmann von A. sitzt selbst hinter dem Steuer. Leicht hebt sich die Maschine vom Boden und der Wettflug mit dem Tode beginnt. Vom Feldflugplatz ist inzwischen das Feldlazarett verständigt worden. Mit äußerster Notionkraft feuert Hauptmann von A. die Maschine dem Feldlazarett zu und landet glatt auf einer Wiese. Gerade kommt auch der Oberstabsarzt im Wagen an. An Ort und Stelle wird der Verwundete untersucht. Das Ergebnis lautet nicht anders. Tiefes Bedauern klingt mit. „Gibt es gar keinen Spezialisten, der die Operation mit einigen Erfolg wagen könnte?“ Der Staffelführer fragt es. Kurzes Bejamen, dann die Antwort: „Ja, in Frankfurt.“

„Also fliegen wir nach Frankfurt!“ Der Verwundete ist wieder in der Maschine. Militärarzt B. betreut ihn, und Hauptmann von A. sitzt am Steuer. Von Frankfurt nach Straßburg. Jede Minute ist kostbar, es geht um ein Soldatenleben. Die Fliegerschiffe hat nun Oberfeldwibel K. hinter sich, erstaunliche Beobachtungsergebnisse hat er mitgebracht. Und nun dieses Best! Hauptmann von A. gibt der Maschine noch mehr Gas. Das Letzte muß sie hergeben. Ueber Sedan geht der Flug. Aber wer hat jetzt Mutse, die gewaltigen Wirtungen unserer Bombenflieger zu beobachten? Hier fliegt der Tod mit! Wer ist schneller? Und so jagen sie der Heimat zu, überlagert von der sinkenden Sonne, weiter über den Rhein, fernern Frankfurt an.

Wo Flugplätze sind, findet man auch Krankenwagen. Die drei Flieger sind längst auf der Fahrt ins Krankenhaus. Der Professor mag den Kampf mit dem Tode. Nach Stunden gerühmbenen Wartens kommt die Kunde. Die Fliegerschiffe haben die Fliegerschiffe, aber wir dürfen einige Hoffnung haben. Bei allem macht sich jetzt die reiflose Ergrüpfung bemerkbar, aber sie versinkt in der Freude, den Wettflug mit dem Tode bisher gewonnen zu haben. Die beiden Flieger können von ihrem Kameraden keinen Abschied nehmen, aber im Herzen und in Gedanken wünschen sie ihm alles Gute.

So sind unsere Flieger, so sind unsere Soldaten. Das Letzte für den Kameraden. Wie mögen sie sich erst getrennt haben, als sie nach Wochen die Nachricht bekamen, daß Oberfeldwibel K. wirklich dem Leben zurückgewonnen wurde. Ist er doch ein Stiel von ihnen, bleibt er doch bei ihnen, wenn er auch infolge der schweren Verwundung nicht mehr in den Beobachteritz klettern wird. Spricht man auch unter Soldaten nicht viel davon, vor uns steht ein herrliches Beispiel, letzten Einfluges für unsere Verwundeten. Für sie ist kein Opfer zu groß, denn sie sollen uns als Glieder der großen deutschen Volksgemeinschaft erhalten bleiben.

Devisen im Speisewagen geschmuggelt

Am Samstag, 29. Juli. Nachdem erst dieser Tage in Klauenburg (Siebenbürgen) eine fünfköpfige jüdische Bande wegen umfangreicher Gold- und Devisenschmuggelungen festgenommen worden war, ist jetzt in Bukarest eine zweite Bande verhaftet worden. Sämtliche zehn Mitglieder dieser Bande sind Juden, die seit längerer Zeit Devisenschmuggelungen zwischen Bukarest und Budapest vorgenommen haben. Sie benutzten dabei vor allem die internationalen Speisewagen, hinter deren Spiegel sie die Devisen versteckten. Ferner haben sie aus Amsterdam umfangreiche Schmuggelungen vorgenommen. Unter den Verhafteten befindet sich auch ein aus Deutschland emigrierter Jude namens Fergang, der seinen Rastgegnossen zum Opfer fiel, als er jüdische Urkunden aus dem Reich nach der Schweiz verschicken wollte. Im Bukarest fiel er der genannten Bande in die Hände, die ihn um große Beträge lieferte.



General der Polizei Dalmege im Elßab
General der Polizei Dalmege trat am Sonntag in Straßburg ein, um am Montag eine Besichtigungstour durch das Elßab zu unternehmen. Unter Bild zeigt den General beim Verlassen der Garnison, wo er vom Chef der Zivilverwaltung, Gauleiter und Reichsleiter Wagner begrüßt wurde. (Aufnahme: Annon)

